

Voelinszen  
Danzig,  
die Freie  
Stadt.



Od <sup>KU</sup>  
3968

Ord 3968.

8.

1327994  
39865



DANZIG, DIE „FREIE STADT“,

ihre harmonisch gelösten und ihre unlösbaren Gegensätze

von

ERNST VOLKMANN (Danzig)

*Dem Dichter R. A. Schröder gewidmet zur Erinnerung an seinen Besuch in Danzig, 1939.*

14. Juni 1939

Wer das Antlitz dieser altherwürdigen Stadt genau betrachtet, erkennt darin ausgeglichene und unausgleichbare Widersprüche: Gegensätze, die zu höherer Einheit zusammenwachsen, hier und dort auseinanderstrebende Kräfte, die zu keiner diagonalen Mittelrichtung sich verbinden können. Schon die Verwirrung, die der Name Danzig anrichtet, ist charakteristisch, denn so heißen ja die Stadtgemeinde des Ordens und der Hansa mit ihrer hohen Kultur und alten Geschichte, ebenso wie der neue Freistaat mit seinen drei Landkreisen, seinen vier Städten und hunderten von Gemeinden, der durch einen der vielen Irrtümer aus Versailles in den Schein eines Eigenlebens gehoben wurde. Die Hansestadt ist ewig, die Freie Stadt steht heute nahe vor dem Torschluß ihrer Leidenszeit, nahe dem Ende ihrer Trennung vom Mutterlande. Darin sind sich wenigstens die Hauptbeteiligten einig, daß dieser Operettenstaat wider Willen sich als lebensunfähig und als feuergefährlich für den östlichen Frieden erwiesen hat; darin stimmen überein die Danziger selbst, die es am guten Willen nicht fehlen ließen, das ihnen aufgezwungene „freie“ Joch zu tragen, und die Vertreter der „alliierten und assoziierten Mächte“, die sich den in Versailles angerichteten Schaden später in Danzig angeschaut haben, selbst die meisten „Hohen Kommissare“, die der Völkerbund schon aus fünf verschiedenen Nationen hierher entsandt hat. Engländer nannten Danzig schon 1924 den „dangerous spot of Europe“, 1927 einen „seed of war“; 1932 schrieb ein Franzose von „cette ville terrifiée, dont l'incessante agitation menace la paix de l'Europe“, 1939 hat der letzte Völkerbundskommissar, der kluge und taktvolle Geschichtslehrer an zwei Schweizer

1939.1417



Od-423/84

Universitäten, Professor Burckhardt, gar den nachdenklichen Vergleich gezogen mit einer Stadt des Südostens, wo der Weltkriegsfunke gezündet hat: mit Sarajevo (nach dem polnischen Kurjer Warszawski vom 6. Juni 1939). Diese wenigen und leicht durch hunderte ähnlicher ausländischer Erkenntnisse zu vermehrenden Urteile beweisen schlüssig dieses: Erstens das Grollen vor dem Gewitter wächst an Lautstärke, denn aus dem „Gefahrenpunkt“ wird die „Kriegssaat“, an die „Bedrohung des europäischen Friedens“ schließt sich die Erinnerung an den Namen der Stadt Serajevo an, die den Kriegausbruch selbst bedeutet hat. Die Verantwortlichen in London, in Genf, in Paris sehen also seit langem das Wetter im Osten aufziehen. Zweitens nicht Danzig noch Deutschland, nicht die erstarkte Wehrkraft des Reiches noch alle so lange ertragenen „Zwischenfälle“ und Streitpunkte zwischen Danzig und Polen sind schuld daran, daß alle Augen heute auf Danzig schauen, vielmehr die Wahnidee Versailles vom Vorrang einer wirtschaftlichen Hypothese – noch dazu einer nicht einmal halbrichtigen! – vor dem Rechte nationaler Gemeinschaft, vor der Selbstbestimmung, die Danzig vorenthalten worden ist. Auf diese erhebt Danzig heute noch Anspruch mit deutlicher Geste wie vor zwanzig Jahren, als Danzig in den flammendsten Protestkundgebungen, die es in seiner Geschichte je gegeben hat, sich zum Deutschen Reiche bekannt hat und die Volksabstimmung vergeblich forderte. Schon damals und immer stärker in den ersten Jahren nach 1920 – nicht etwa erst nach 1933! – wurde das „Danzig-Problem“ brennend, galt es schon in England als eine der „smouldering ember which must one day burst into flame unless they are put out“ (The English Review vom November 1927). Doch nichts geschah in den zwölf seitdem verflossenen Jahren von englischer Seite, um diese „glimmende Asche, die eines Tages zur Flamme aufspringen müsse, wenn sie nicht ausgelöscht wird“, in den Hochofen zu geben, in dem sie im natürlichen Schmelzprozeß mit dem Artglichen der wirtschaftlichen Entwicklung im Ostseeraum und dem Frieden Europas hätte dienlich werden können. – Wie sind nur alle diese Versäumnisse und Widersprüche zu erklären?

## I

Das Wesen dieser Stadt bestimmen Gegensätze aller Art, die in ihr zu einer harmonischen Einheit verbunden sind und die ihrem Bilde den Reiz und Wert geben. Zunächst sind deutlich erkennbar in Landschaft und in Volksschichtung diese gelösten Gegensätze. Das kleine Danziger Gebiet



vereint Höhe, Niederung und Werder, Wald und Meer, Flußdelta, Nehrung und Haff, geschützte Küstensäume und gefährdete Stromufer: aus Herbem und Lieblichem hat sich ein landeskundlicher Charakter geformt, den keiner aus seiner Sehnsucht verliert, der ihn wirklich erlebt hat. Die besten Rübenböden und Sandäcker, auf denen sich Roggen kaum am Spalier ziehen ließe, fette Marschweiden und dem Haff mühsam abgerungenes Neuland für Siedelungen, Bauernhöfe, für die das Schöpfwerk wichtiger ist als der Pflug — denn ihr Land liegt unter dem Meeresspiegel —, Kanäle, die wie in Holland mit ihrem Wasserspiegel hoch über den Wegen sich erheben, Staustufen mit so mächtigen Wasserkraften, kaum anders als ob wir in den Vorbergen der Alpen wären, all dies findet sich dicht vor den Toren der Stadt. Strom und Bucht geben zwar seit Jahrhunderten Danzig das Gepräge; trotzdem liegt die alte Stadt nicht am Ufer der Weichsel, vielmehr in einigem Abstände an der Mottlau, trotzdem ist der Ostseestrand noch kilometerweit von den Stadtmauern entfernt. Doch lösen sich auch diese Widersprüche: ehemals folgten daraus Schutz gegen feindliche Angriffe von der Seeseite und Sicherung gegen das Hochwasser der Weichsel; heute hat Danzig dadurch als Stadt unbegrenzte Ausdehnungsmöglichkeiten nach allen Seiten, weil weder Meer noch Strom sein Weichbild beengen. Der große Fluß im Osten ist erst recht ein Naturwesen voller Widersprüche und Launen und begeht allerhand Streiche auf seinem Laufe vom Nordrande der Beskiden bis zur Danziger Bucht; weit schweift er ab vom graden Wege und schneidet, wie die Schulkinder wissen und auf ihren Landkarten nachzeichnen, zunächst nach Osten eine höhnische Fratze mit Doppelkinn, unterhalb von Warschau kehrt die Weichsel ihr Gesicht um von Osten nach Westen, ihr Lauf beschreibt noch ein Profil, diesmal droht eine scheußliche Geiernase auf Bromberg und Schneidemühl zu. Erst da der Strom sich dem heutigen Ostpreußen nähert, hören die Umschweife auf und streckt sich dieser symbolisch absurde Lauf zur Graden. Etwa fünfzig Kilometer weiter, am Dreistaateneck, wo ein hohes Mahnmal von Westpreußen her den deutschen Brüdern in Polen und Danzig winkt, dort teilt und verzweigt sich die Weichsel; an diesem Dreistaateneck beginnt ein Mündungsdreieck, ein Delta von gewaltigen Ausmaßen: die Nogat fließt zur Rechten ab und an der Marienburg vorbei, sie reckt weitere Arme aus und auf das Haff zu; der Hauptstrom folgt im weiteren Laufe diesem Beispiele, und so reichen beide dem Ermeland und Samland, Elbing und Frauenburg, Königsberg und Pillau die Hände. Es liegt tiefer geopolitischer

Sinn in dem, was als Laune eines Stromlaufes zunächst erscheint: die Mündungsarme der Weichsel sind Wasserstraßen von Danzig nach Ostpreußen und bedeuten in verkehrstechnischer Möglichkeit mindestens soviel, gegenwärtig sogar mehr als der von Polen so vernachlässigte Schifffahrtsweg von Warschau nach dem Meere. Denn es ist in den letzten Jahrzehnten noch keiner zu Schiff von Danzig weichselaufwärts bis Warschau gefahren; doch zum Haff und nach Ostpreußen reisen jährlich viele Hunderttausende mit dem Ostseedienst und mit den kleineren Dampfern auf den Weichselarmen. Der Fluß löste eben das Problem der Achsenkreuzung besser, als es törichte Menschen am grünen Tisch vermochten, freilich nur für das Küstengebiet. Als schiffbarer, doch fast schiffleerer Strom zieht die Weichsel ins Freistaatgebiet ein und zwischen den alten Deichen aus der Ordenszeit dem Meere zu. Kurz ehe sie die Ostsee erreicht, ist es, als ob ein wasserscheues Pferd sich bäumt und seitlich abbiegt: die Weichsel hat sich dort vor dem schmalen und flachen Hindernis eines kümmerlichen Dünenstreifens versagt, und dieser mächtige Strom hätte doch leicht hier durchbrechen können. Ganz nahe und längs der Ostseeküste in geringem Abstände zieht der Fluß nun in westlicher Richtung noch mehr als zehn Kilometer auf Danzig zu, an Danzig und am Meisterbau der Feste Weichselmünde vorbei, bis er endlich jenseits von Neufahrwasser sich mit der Ostsee vereinigt. Wer diesen sprechenden Ortsnamen nachdenkt, erkennt wohl leicht, daß es einstmals anders gewesen sein muß, daß der Strom durch seine gewaltigen vor sich hergeschobenen Sand- und Erdmassen seine Mündung immer weiter hinaus verlegt hat, und daß der Ortsname Weichselmünde sprachlich schon lange einer der vielen Widersprüche dieses Ländchens der Gegensätze ist. Mit dem „Neuen Fahrwasser“ wäre es gewiß auch so gegangen, wenn nicht höhere Gewalten eingegriffen hätten, der Weichsel die Schicksalsaufgabe eines Stromes beizubringen. Hundert Jahre sind es bald her, als ein Weichselhochwasser den schmalen Dünenstreifen zwischen Weichsel und Ostsee durchbrach; es geschah mitten durch die Fischersiedlung Neufähr, die auf dem halben Wege des westlich ausbiegenden Unterlaufes der Weichsel lag. Dort steht heute das Stromwasser über Hütten oder Häusern: ein Vineta im kleinen, und eine Warnung für die nahe Hansestadt! Hier schien die widerspruchsvolle Flußlaune einmal sich nicht harmonisch, sondern katastrophal zu lösen; doch es schien nur so; denn mit der Zeit erwuchs dauernder Segen aus dem Unheil. Die preußische Wasserbauverwaltung riegelte etwas strom-

abwärts vom Weichseldurchbruch das Flußbett ab, und fortan schwemmten die Wassermassen den sommerlichen Treibsand, die winterlichen Eischollen über Neufähr hinweg ins Meer. Was jenseits dieses Riegels vom Unterlauf blieb, hieß nun die „Tote Weichsel“; es durfte, wenn man nicht an das erloschene Stromleben, sondern an das erwachende Verkehrsleben dachte, auch „Lebende Weichsel“ genannt werden. Danzigs Hafengebiet war nun ungeahnt vergrößert, fast unbeschränkt ausdehnungsfähig und gefahrenfrei geworden; von der alten Stadt waren die Hochwassersorgen genommen. Was Naturkräfte begonnen hatten, um neue Werte aus Widersprüchen zu schaffen, vollendeten dann Menschenhände: dem Durchbruch folgte der Durchstich der Weichsel an der Stelle, wo der Strom zuerst ans Meer herankommt und jene Wendung westwärts beginnt. Das ergab nochmals eine Vergrößerung des Hafengebietes aufs Doppelte, das bedeutete eine Ausrichtung der Stromweichsel in die Gerade hinein zum Vorteil der Flußschifffahrt und zum Schutz gegen den gefährlichen Rückstau bei Eisgang.

In der Raumgestaltung zu Wasser und zu Lande prallen die Kräfte und Erdformen überall um Danzig herum aufeinander und gehen doch schließlich auf im Miteinander. So ist aus dem anderwärts so unbequemen Schwemmsand hier eine Reede entstanden, so groß und so geschützt, daß alle Flotten der Welt dort unbesorgt und unbehindert vor Anker gehen könnten, wenn sie nicht in den Hafen einfahren wollen; und eben dieser feine Sand hat, vom Meere gereinigt und mit edlem Bernstein durchsetzt, den breiten, steinfreien, gefahrlosen Badestrand geschaffen, den es von Zoppot an, entlang dem geschwungenen Bogen der Danziger Bucht überall gibt. Tief unter dem Sande verborgen ruht – wieder ein seltsames Spiel der Natur dieser Gegend! – das bunteste Granitgerölle, das in Urzeiten Gletscher von Schwedens Gebirgen südwärts geschoben haben und das nun zutage tritt an vielen Stellen des Danziger Gebietes in prachtvollen „Findlingen“, die aus Seiten- oder Endmoränen stammen. Zwischen diesen beiden mineralogischen Gegensätzen, dem harten Urgestein und dem Sand (oder Lehm), gibt es aber keine Zwischenformen, die der Bildhauer verarbeiten könnte, die als Hausteine für Kirchen- und Palastbau geeignet wäre. So mußte eine neue Bauweise entstehen, die wir in den Ordensburgen, in den gotischen Kirchen in Stadt und Land, in den Barockbauten überall finden; man spricht meist von der Danziger Backsteinarchitektur, erkennt aber, daß die Granitblöcke im Unterbau und anderwärts so wesentlich mit dazu gehören.

Danzigs Pflanzenwelt zeigt das Gegensätzliche mehr im Unscheinbaren. Das Werder ist baumarm, dort gibt es fast nur die Kopfweiden, bei Nacht und Nebel unheimlichen Wächtern gleich, bei Tage Markzeichen an Gräben und Grenzen, lebenszähe und sehr nützliche Freunde der Bauern. Die Höhe war einst walddreich, hat aber im neunzehnten Jahrhundert und in der Revolutionszeit viel am Bestande verloren; heute reichen ihre Mischwälder, in denen besonders alte Kiefern mit pinienähnlichen Kronen auffallen, wieder bis dicht an Danzigs Vororte heran. Im Waldgebiete sind Moore und Talgründe eingebettet, in denen eine reiche und seltene Flora gedeiht: Zwergbirke, Straußenfarn, Eisenhut und Seidelbast finden sich hier, auch der aus dem Süden stammende Gagel (der „rote Post“ in den Heidebildern von Löns). Am Zoppoter Strande stehen die blauen Stranddisteln dicht neben wilden Orchideen. — Für Gartenkultur haben die Danziger Handelsherren eine alte Vorliebe gehegt, gern wurden seltene Bäume angepflanzt, so daß man eher den ostasiatischen Ginkgobaum oder den amerikanischen Tulpenbaum findet als echte Kastanie und Platane, deren Verbreitungszone nicht mehr bis Danzig reicht. Im Parke von Oliva mit seinem vorbildlichen Gebirgsgarten und seltenen Pflanzen aller Erdzonen steigt aus solchen alten Überlieferungen eine neue Schöpfung im wissenschaftlichen Geiste empor. Ein alter und berühmter Zeuge für die Baumfreundschaft der Stadt Danzig ist ihre „Große Allee“, die schon im achtzehnten Jahrhundert mit vier Reihen Linden auf einer geraden Verkehrsstraße von mehr als zwei Kilometer so bepflanzt wurde: die ersten drei Reihen hatten dreihundertfünfundsechzig, die vierte gleich einer Schaltjahrreihe dreihundertsechundsechzig mächtige Bäume; denn solches Zahlenspiel liebte man im Danziger Spätbarock.

Die reiche Artenfülle gibt der Tierwelt Danzigs noch mehr als der Flora ihr aus Gegensätzen erwachsenes eigenes Gepräge. Obenan stehen den Danzigern ihre Fische, haben sie doch sinnbildlich mit Flundern und Pomucheln ihre Scheidemünzen („Dittchen“) geschmückt, wie einst Delphine auf den schönsten Münzen der griechischen Kolonien zu finden waren. So weit geht natürlich der Ursprung dieser Münzbilder nicht zurück, aber Fische als Zunftzeichen, als Wappentiere und Ornamente waren in Danzig schon immer beliebt. Wir finden sie im Kirchenfenster von Sankt Johannis, im Firmenschild des Danziger Lachses, jenes süßen und starken Trankes mit dem schwimmenden Golde darin, sogar die Engelsflügel eines Baugliedes im Stockturm hat das Volk stets als



Pomuchel gedeutet. In dieser Vorliebe für Fischsymbole liegen wohl unterbewußte Erinnerungen an die Zeiten, da der Fischfang Danzig reich machte, wenn nicht gar an die ältesten Anfänge der Stadt, die sich aus einer Fischersiedlung entwickelt hat. Heute ist die Fischerei in der Danziger Bucht wenig lohnend mehr: der Schwemmsand der Weichsel und im letzten Jahrzehnt die Torfmassen aus Gdingen, die von den Polen gerade vor der Stadt Danzig in die Bucht geschüttet werden, haben die Lebensbedingungen der Fische gestört und Danzigs ältestes Gewerbe notleidend werden lassen. Noch wird der volkstümlichste Markt der Stadt, der Fischmarkt, zu Füßen der zerstörten Burg des Deutschen Ordens abgehalten; aber die Waren stammen zu einem größeren Teile als ehemals aus der Binnenfischerei und der Teichwirtschaft, aus den krebereichen Seen des Hinterlandes oder gar aus dem Zolllande. Auch in der Vogelwelt haben die Daseinsbedingungen sich verschoben, doch sie belebt in ihren wechselnden Erscheinungen noch immer stark das Landschaftsbild. Die nesttreuen Störche fallen jedem Fremden auf, man hat von ihnen unlängst weit über zweitausend gezählt. Die großen Zugstrassen fast aller Wandervogel des nordöstlichen Eurasiens führen über den Freistaat; Wildgänse und Kraniche sieht man regelmäßig in ihren Geschwaderflügen, andere verweilen als Gäste einige Zeit und kommen vom hohen Norden oder aus heißen Zonen: Seidenschwänze und Bartmeisen, Eisvögel und Wiedehopfe, Polar- taucher und Kormorane, denen auf der Vogelinsel Messina ein Paradies eingeräumt wurde. Selbst die Vierfüßler leben unter diesem Wechsel der Daseinsvoraussetzungen: in der Leidenszeit von 1807 bis 1814, als Danzig schon einmal Freistaat wider Willen war, vermehrte sich der Wolfbestand in seinen Wäldern so, daß diese Raubtiere erst nach einem Jahrzehnt ausgerottet oder verdrängt waren. Ähnlich nahm das Schwarzwild im Weltkriege und in den ersten Jahren danach so überhand, daß es zur Land- und Waldplage wurde. Füchse und Iltisse sind häufig, Marder kommen vor, den Dachs beobachte ich seit Jahren in meinem Garten; doch im ganzen sind nicht die jagdbaren und wilden Säugetiere bestimmend für Natur und Wirtschaft Danzigs, vielmehr die reichen Bestände an Zuchttieren aller Art, besonders das prachtvolle Herdbuchvieh im Werder und in der Niederung, das aus holländischen, friesischen, vor allem ostpreußischen Tiefland- schlägen zu einer leistungsfähigen Rasse emporgezüchtet wurde, also das deutlichste Beispiel und Sinnbild ist für die Verschmelzung des Getrennten zur Einheit.



Sollte sich nicht aus den Menschen, aus den Bewohnern Danzigs, eine neue volkhafte Einheit bilden lassen? Zwar war hier schon alles Gegensätzliche der Stämme und Mundarten längst harmonisch verbunden, und die Danziger waren durch den Druck des Franzosenjoches zu so guten Preußen und später Reichsbürgern geworden, wie nur irgendein deutscher Stamm. Aber die polnische Propaganda fand im Kriege und später noch lange Glauben, daß Danzigs Deutschtum nicht in die Tiefe ginge: „Die Germanisierung Danzigs ist oberflächlich, und sobald die Polen das Recht haben werden, sich in der Stadt niederzulassen“ (dies Recht war ihnen nie beschränkt!), „wird sie wieder polnisch werden, . . . und das ohne irgendeinen Druck und ohne quälende Maßnahmen von seiten der polnischen Autoritäten.“ (Polnische Denkschrift für die Grenzkommision der alliierten und assoziierten Mächte: „Questions relatives aux territoires polonais sous la domination prussienne“.) Die Namen der polnischen Universitätsprofessoren, die so Wünsche als Tatsachen behandelten, sind bekannt; sie werden in der Geschichte der wissenschaftlichen Fälschungen fortleben. Heute ist diese These seltener zu hören, nur wenige chauvinistische Annexionisten in Polen, die Danzig nicht kennen, rufen sie noch aus. Es gibt wohl kaum einen Polen von weiterem Blick und mit Erfahrung über Danzig, der heute noch die „Freie“ Stadt kolonisieren und polonisieren möchte. Ein gewaltsam angeeignetes Danzig würde ja Gdingen entwerten, würde den überbelasteten Etats der Republik Polen unerträgliche neue Lasten aufbürden, würde die ewig brennende Minoritätenfrage noch bedrohlicher machen, müßte schließlich dem unterdrückten Deutschtum im Korridor und bis weit nach Posen hinein neue Widerstandskräfte verleihen. Solange die nüchterne Vernunft eines Obersten Beck die Politik Polens leitet, braucht Danzig vor polnischen Gewaltstreichen nicht zu bangen, denn so, wie es heute als Zwergstaat ohne Macht und mit vielen Rechten für Polen konstruiert ist, dient es dieser Republik weit mehr, als wenn es eine polnische Wojewodschaft würde (oder werden könnte, da ja heute für Danzig die Waffen des Mutterlandes einen wirksameren Schutz bilden als die Garantie des Völkerbundes). Neben die niemals ganz fallengelassene These, daß Danzig eine polnische Stadt sei oder werden müsse, trat schon bald nach der Gründung der „freien“ Stadt eine andere Forderung: an der deutschen Kultur und Geschichte, an Sprache und Wesensart sei weder zu zweifeln noch zu rütteln, aber man müsse versuchen, in Danzig ein eigenes Staatsbewußtsein zu erwecken oder – wie man in mangelhafter Kenntnis der

Danziger Geschichte gern sagte – wieder aufleben zu lassen. Danzig müsse sich endlich doch einmal damit abfinden, daß es um sein Selbstbestimmungsrecht gebracht sei, Danzig werde durch das polnische Hinterland ebensogut, vielleicht sogar noch besser verdienen als in preußischen Zeiten, es möge in sich ein eigenes Danziger Staatsvolk heranbilden. Dieses von wenigen Polen, von vielen Engländern, von den meisten Hohen Kommissaren des Völkerbundes zwölf Jahre lang (von 1921 bis 1933) verfolgte politische Ziel war eine Luftspiegelung. Das Aufblühen von Handel und Gewerbe durch den wirtschaftlichen Anschluß des „reichen“ Hinterlandes war ein ebenso großer Irrtum wie die „oberflächliche Germanisierung“ Danzigs, und nie in der Geschichte hat man eine Irredenta durch ökonomische Versprechen, die nicht erfüllt wurden, beruhigen können. Polen aber hat wirtschaftlich und verkehrspolitisch Danzig stets hinter den Interessen im eigenen Lande zu kurz kommen lassen: die Gründung und der Ausbau Gdingens, das nach dem Kriege ein winziges Fischerdorf war, ist das bekannteste Beispiel, doch nicht das einzige. Polen hat in zwei Jahrzehnten kein Mittel unversucht gelassen, Danzigs Wirtschaft zu schwächen, hat weder Boykott noch Einfuhrsperrn noch die schärfsten Schikanen der Zollkontrolleure gescheut. Die Franzosen, die eine Katastrophe sich nähern sahen, suchten Polens guten Willen bei diesem heimlichen Wirtschaftskriege gegen Danzig zu retten mit dem Hinweise auf die Dauerkrisis des polnischen Außenhandels: „On ne peut pas se marier avec un cadavre. . .“; die Engländer urteilten auf längere Sicht: auch bei den Polen müsse einmal wirtschaftliche Vernunft über Chauvinismus siegen, übrigens könne der Wettbewerb Gdingens wegen der technischen Mängel des Hafens nicht dauernd Danzig schädigen. Beide Urteile waren gewiß von einem peinlichen Verantwortungsgefühl für die Danziger Fehllösung eingegeben, aber der englische Optimismus traf noch weiter vorbei als der französische Pessimismus, wie überhaupt in Danzig seit zwanzig Jahren kaum eine optimistische Vorhersage recht behalten hat. Der Hauptirrtum jener Politik der Erziehung der Danziger zu eigenem Staatsgefühl kam aber nicht einmal aus wirtschaftlichem, sondern aus weltanschaulichem Fehlurteil: Volkwerden ist ein seelischer Vorgang, der sich durch materielle Kräfte nicht herbeizerrn läßt – jedenfalls beim Deutschen nicht. Die Danziger-Bevölkerung fühlt sich in allen ihren Gliedern als organischer und rückgliederungsreifer Volksteil Deutschlands; sie war und blieb reichstreu, sie wurde es nach einem von den Versailler Dilettanten verkannten

volkpsychologischen Grundgesetze nur um so fanatischer, je länger man ihr das Bekenntnis zum Vaterlande vorenthielt. Keinem Danziger hat es genügt, Sprache und Sitte zu bewahren, alle weisen es ebenso entschieden ab, polnisch zu werden wie einen eigenen Staat zu bilden (nur einige aus Danzig längst ausgewanderte Juden polnischer Herkunft und Kommunisten könnten als Vertreter des Freistaatsgedankens in früheren Jahren genannt werden). Im Volke ist der Freistaatsüberdruß seit 1920 Jahr für Jahr gestiegen, und um so stärker, je länger Polen die Danziger gleich feindlichen Ausländern behandelte, je mehr es den alten Wohlstand der „freien“ Stadt untergrub. So würde eine Volksabstimmung in Danzig den für Versailles Verantwortlichen keine geringere Enttäuschung bereiten als die im Saargebiete. Es läßt sich übrigens für Danzig der Ausfall sehr genau berechnen nach den Ergebnissen der Volkstagswahlen und nach anderen unbestreitbaren Tatsachen. Hiernach steht fest: Erstens die polnischen Stimmen haben in zwanzig Jahren nicht einmal vorübergehend zugenommen, die Kurven ihres Sinkens sind vielmehr absolut und prozentual gleichmäßig abwärts gerichtet. Vielleicht ist dies das objektivste und vernichtendste Urteil gegen den Danziger Teil des Versailler Diktats. Zweitens: Falls die wenigen Danziger Polen überhaupt gegen die Heimkehr Danzigs ins Reich stimmen sollten, würden sie weniger als zwei Prozent ausmachen. Es ist dies die Verhältniszahl, der wir immer wieder begegnen: bei den Wahlergebnissen, bei der Herkunft der Personen- und der Flurnamen, in Schoßbuch und Bürgerbuch seit uralter Zeit: immer ergibt sich ein deutscher Anteil von siebenundneunzig bis neunundneunzig Prozent, gegen ein bis zwei, höchstens drei Prozent polnischer Zuwanderer. Auch diese gaben meist ihre polnische Sprache und Nationalität freiwillig auf, denn Danziger Luft macht deutsch, und bei fast allen nationalen Mischehen werden die Kinder deutschgesinnt, falls sie nicht mit staatlichen Zwangsmitteln daran gehindert werden. Drittens: Die deutschen Stimmen sind unzersplittert und willenseinig. Der würde sich täuschen, der hofft, in Danzig seien Stimmen für eine Zwischenlösung, für eine wirkliche Unabhängigkeit (also eine echte „Freie Stadt“) oder für irgendeinen Kompromiß zu finden; auch nicht mit einer Stimme, die sich der Abgabe enthalten würde, ist zu rechnen, seitdem Danzig nationalsozialistisch geworden ist im vollen Sinne und der ganzen politischen Tragweite dieses Wortes.

Dieses Aufgehen der Danziger Bevölkerung zu einer willensmäßigen Einheit hat eine lange geschichtliche Entwicklung hinter sich. Als im Reiche

die absolute Mehrheit der Weimarer Koalition noch unerschüttert stand, hatte Danzig eine in demokratischen Abstimmungsformen gebildete nationale Regierung. — Damals hatte die Stadt nur zwei Ehrenbürger: Hindenburg und Mackensen, beiden war diese Würde einstimmig verliehen worden, keine polnische, keine sozialdemokratische Stimme hatte sich dagegen erhoben. — In allen Jahrhunderten von Danzigs wandelvoller Geschichte war der Wanderaustausch mit den anderen Gauen des Reichs, besonders den westlichen, quantitativ wie qualitativ sehr bedeutsam: Danzigs größte Söhne, der Kupferstecher Chodowiecki und der Weltweise Schopenhauer, wirkten in Berlin und in Frankfurt, J. D. Falk in Weimar, Robert Reinick in Düsseldorf. Dagegen kamen aus Schlesien die Dichter Opitz und Eichendorff nach Danzig, vom Niederrhein die führenden Ratsgeschlechter, die Ferber und Giesche (Gießbe), in der Zeit der Hanse waren die Baumeister aus Niedersachsen, die Bildhauer der Kalkarer Schule nach Danzig gewandert, die Ordensritter stammten aus Mittel- und Süddeutschland, und von dort strömten damals künstlerische und kulturelle Einflüsse in den Weichselgau. So schießt seit dem frühen Mittelalter das Webeschiffchen hin und her, ein unzerreißliches Gewebe deutscher Nationalgesinnung in Danzig zu wirken: Zieht es die Danziger „ins Reich“, so senden alle Westgaue ihre Söhne in den Osten, die mit der Webekette der bodenständig Verbliebenen sich nun verbinden. Nicht nur die deutschen Brüder hat Danzig gerufen; Holländer und Schotten sind in großer Zahl eingewandert, vielen um ihres Glaubens willen in fremden Ländern Verfolgten bot Danzig Jahrhunderte hindurch eine Freistatt, sie alle erlebten an sich oder an Kindern und Enkeln die Erfahrung: „Danziger Luft macht deutsch!“ Hätte es mit dem im uralten Marktverkehr mit Danzig stehenden halb- oder dreiviertelslawischen Hinterlande Pommeraniens anders sein können? Die Kassuben als unterdrückte slawische Minderheit in Polen sind Danzig näher und fühlen sich ihm enger verbunden als den Kongreßpolen, die jetzt als Starosten und Wojewoden über sie herrschen, denn auch den Kassuben hat Versailles nicht die Selbstbestimmung vergönnt. Danzig hat den slawischen Einschlag seines Hinterlandes anerkannt und hat die kassubischen Bauern, die gut verdienten an der nahen Großstadt, hat die tüchtigen Burschen und Mädchen seines Hinterlandes, das die Welt heute „Korridor“ nennt, gerne in seinen Mauern gesehen, wo sie Arbeit und Aufstieg fanden. Sie konnten mit ihrem Verdienst heimkehren oder sich dauernd niederlassen, ohne daß Danzig sie zur „Germanisierung“



gezwungen hätte, um das Propagandawort jener Denkschrift von 1919 zu wiederholen; freilich ein Verbot für diese Kassuben, Danziger Mädchen zu heiraten, hat es nie gegeben, und es war ihnen auch nicht verwehrt, ihre Kinder in die deutschen Schulen zu schicken. Hier brennt die Wunde, und dies ist der Unterschied, den mancher gute und objektive Kenner übersah: im Wanderaustausch Danzigs mit dem deutschen Westen gilt C. F. Meyers Wort „Und jeder nimmt und gibt zugleich – Und strömt und ruht“; doch anders stand es um die Übersiedelung von Kassuben und von westpreußischen Polen nach Danzig, das ihnen hohes Ziel und eigene Hauptstadt bedeutete: hier war das Geben nur auf der Danziger Seite, und das Aufgehen in die höhere Gemeinschaft wurde gesucht ohne Ausgleich. Denn die im Korridor (Kassubei) angesiedelten Danziger blieben deutsch und müssen darum heute so viele Verfolgungen und Demütigungen ertragen.

Was Land und Leute erkennen ließen, die Verschmelzungen verschiedener Elemente zu neuer Einheit, das muß sich auch in den Lebensäußerungen der Stadt finden: in Geschichte und Kultur, in Kunst und Dichtung, in Bauten und Werkstätten, in Schulen und Kirchen. So ist es auch. Wer je durch Danzigs alte Gassen ging, ist überzeugt und überwältigt worden von dieser Eigenart eines uralten und ewig jungen Stadtbildes. Die Gotik hat hier Sonderheiten und Formen für sich; der Barock ist anders als im Süden; beide stehen in den Kirchen und Rathäusern ohne Mißton nebeneinander, nein: sie haben sich zu einem eigentümlichen Akkord harmonisch verbunden. Die Marienkirche ist Danzigs Wahrzeichen nicht nur, weil sie „aller Ostlandkirchen mächtigste“ war und sein wird, sondern auch weil nach einem anderen Dichterworte dieses „Bollwerk Gottes“ auch „Bollwerk für Volk und Raum“ ist: auch in diesem Sinnbilde verbinden sich Gegensätze. Das größte protestantische Gotteshaus Deutschlands besitzt die bedeutendste Sammlung der Welt an katholischen Paramenten; seine mächtige Halle wölbt sich über dem Grabe des Boberschwanes Martin Opitz und über dem jüngsten Gerichte Hans Memlings... Im stolzen Gesellschaftshause der Hanse nebenan, im Artushofe, stehen die alten „Bänke“, auf denen die Heimattreue der Zugewanderten aufging im Hanseatengeist, die Dreikönigsbank der Kölner, die Reinholdsbank der Westfalen und andere; und die mächtige Halle ruht auf vier Granitsäulen, die aus der Ordensburg stammen sollen und damit die beiden starken geschichtsbildenden Kräfte Danzigs symbolisch vereint zeigen. Alle Giebel, Beischläge, Türme, Tore reden dem Aufmerkenden die gleiche Sprache:



das Kloster in Oliva und die Ordensmühle, die Feste Weichselmünde und das Zeughaus, oder ganz handgreiflich: das Kranter, an dem die alten Koggen gerüstet wurden, und der Schichaukran, der im Schiffbau unserer Zeit gleiche Aufgaben hat. Die reichen Schätze der Danziger Museen, die Ausstattungen vieler Kirchen stellen für Malerei und Plastik, für Kunstgewerbe und Brauchtum in Stadt und Land Danzigs deutschgerichtete Kunst und Kultur unter überführenden Beweis, doch immer mit der eigenen Danziger Note. Da zeugen die berühmten Gesichtsurnen, die in Danzig und seinem Hinterlande so oft gefunden wurden wie nirgend sonst, von der Dichte der frühgeschichtlichen Siedlungen der Ostgermanen; dort kündeten die weniger bekannten, einzigartigen Wikingerschiffe vom Vordringen der Nordgermanen, die Flichburgen in Zoppot und am Rande der Höhe von der Schreckenszeit der älteren slawischen Einfälle gegen das Ende des ersten Jahrtausends. Dann kamen als Vorboten des deutschen Gegenstoßes die Zisterziensermönche von der unteren Oder, sie arbeiteten und bauten und schmückten ihre Kreuzgänge, wie sie es von ihren deutschen Mutterklöstern gelernt hatten. Ihnen folgten als Haupttrupp die Ritter des Ordens, die nachhaltig wirkten, aber Danzig räumen mußten, um die Bürger zu bleibenden Herren und Trägern von Danzigs geschichtlicher Sendung zu machen. Die Bürgergeschlechter haben die Stadt erweitert und befestigt, aus Italien, ja aus dem fernen Osten ihre Edelbrokate bezogen, die bodenständigen Zünfte zu künstlerisch gehobenen Arbeiten angeregt, die Malerschule der deutschen Kaiserstadt Prag zu Zeiten Kaiser Karls IV. für sich beschäftigt, sich später Baumeister aus Holland verschrieben, Delfter Kacheln als Ballast ihrer Segler eingeführt und sind schließlich zu einer eigenartigen hohen Wohnkultur gelangt, die in Museen und in einigen erhaltenen Häusern uns so anspricht. Ein preußischer König hat später sogar ein ganzes Danziger Haus von der Brotbänkgasse an der Mottlau auf seine Pfaueninsel bei Potsdam überführen lassen, wo es, freilich ohne sein Innenleben, ohne seine schweren Schränke, seine Messingblaker und Zinnkrüge, heute noch als ein Denkmal erhalten ist.

Das eigenartige Schrifttum Danzigs hat im Barock zum ersten Male einen Höhepunkt erreicht; die Lyrik (J. P. Titz, M. Albinus, J. Plavius) des siebzehnten Jahrhunderts war so reich, daß sie in der großen Sammlung „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen“ einen stattlichen Band (der soeben erschienen ist) erfüllt. Auch das junge Danzig hat sich wieder zu

einer deutschen Gemeinschaft zusammengefunden und 1935 eine Sammlung von Gedichten erscheinen lassen, die einen dunklen Unterton haben, wie er nur aus umkämpften Lande erklingen kann. Das Eigenleben des Danziger Theaters im siebzehnten Jahrhundert hat in den Festspielen der Zoppoter Waldoper und im jüngst neu erweckten Bühnenleben der Stadt seine Parallelen, die eine tiefer zu erforschende Gesetzmäßigkeit des Kulturablaufes vermuten lassen. Mit Danzigs reichem Musikleben ist es ähnlich; in der Geschichte der Wissenschaften ist der Stadt ein Ehrenplatz eingeräumt durch Namen wie Hevelius und Fahrenheit und durch naturkundliche, geschichtliche, philosophische und rechtswissenschaftliche Forschungen, im zwanzigsten Jahrhundert vor allem durch technische Leistungen. Das würdige Akademische Gymnasium (mit dem Range einer Universität) hat einen ebenbürtigen Nachfolger in der Technischen Hochschule gefunden, die auch wieder unter ihren deutschen Schwestern durch ein eigenes Antlitz sich heraushebt: denn keine kann wie sie Theorie und Praxis verbinden, hat in der Abteilung Hochbau eine solche reichhaltige baugeschichtliche Beispielsammlung im Städtebild, kann im Schiffbau so anschaulich die Konstruktionslehre an den beiden großen Werften Danzigs erläutern.

Auf allen Feldern menschlichen Säens: auf kommunalem und verwaltungskundlichem Gebiete, im Verkehrswesen und in der Wirtschaft, im Handwerk und in der Landwirtschaft, im Rechtsfinden und im Polizeischutz, im religiösen und kirchlichen Leben beider Bekenntnisse, in den Volksfesten und den Mundarten, in Presse und Rundfunk, in Erziehung, Gesundheitspflege und sozialer Fürsorge, überall ließe sich diese Danziger Grundnorm nachweisen, nach der alles Gegensätzliche aufgelöst wird in einer neuen Einheit von selbständigem Gepräge deutscher Formung.

## II

Wie seltsam, daß gerade diese Stadt mit dem bewährten Anpassungsvermögen in die unerträgliche Lage kam, von der wir eingangs lasen! Gar schlechte Baumeister müssen die gewesen sein, welche diesen Staat so errichtet haben, daß seine Anlage voller statischer Fehler war. Schon der Namen „Freie Stadt Danzig“ ist sinnlos und hohnvoll: denn so sollte ja nicht eine Stadt, vielmehr ein Staat heißen, ein Staat freilich, der nicht frei war, über seine Gründung selbst zu entscheiden, ein Staat wider eigenen Willen also. Als die auf Befehl ausgearbeitete Verfassung die unfreie Stadt „Hansestadt“ nennen wollte, da strich der Rat des Völkerbundes dieses

Wort, um den Danzigern die ihnen liebe Erinnerung an ihre große Vergangenheit zu nehmen; er strich ihnen ferner auch die über ein Jahrhundert erprobten Grundsätze der Steinschen Städteordnung über die Amtsdauer der Stadt- und Staatsleiter. Dafür wurde Danzig mit unerträglichen Kriegskontributionen, mit überhöhten Kosten für die Besatzungstruppen belastet und muß heute noch daran zahlen. Nachhaltiger als solche psychologischen Fehler bei der Staatsgründung wirkte sich der logische Widersinn aus. „Die wirtschaftlichen Interessen Danzigs und Polens sind identisch“, hatten die alliierten und assoziierten Mächte in ihrer Antwortnote behauptet und damit zugleich den Vorrang des ökonomischen Faktors vor allen anderen staatenbildenden erklärt. Der eine Irrtum war ein weltpolitischer, der andere ein absoluter und ebenso unhaltbar. Denn Danzigs Hinterland, sein Marktgebiet für eigene Nahrung und für Absatz der Danziger Waren wurde ja von Danzig abgeschnitten; zwingend folgten daraus Wettbewerb der Produktion, Marktsperren, oft auch Boykotts, kurz ein immer mehr wachsender Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen. Polen strebt nach Autarkie und kann daher ein Aufblühen der Danziger Industrie nicht zulassen. Umgekehrt ist Danzig bei der höheren Lebenshaltung seiner Arbeiter auch nur in wenigen Qualitätsindustrien mit den Selbstkosten der polnischen Erzeugung wettbewerbsfähig. Das erste Jahrzehnt nach der Abdrosselung gab Danzig bittere Lehren; fast alle damals im Glauben an die Identität der wirtschaftlichen Interessen geschaffenen Werke liegen heute still, die Unternehmer haben alles verloren, die Arbeiter waren jahrelang brotlos, bis sie Deutschland als Sachsengänger aufnahm. So endete die „große Handelsblüte“, die von den alliierten und assoziierten Mächten in jener Antwortnote Danzig in Aussicht gestellt worden war!

Der folgenschwerste Konstruktionsfehler lag in der Hafenzulassung, die in der Pariser „Konvention“ (auch dieser Name ist scheinheilig) vorgesehen war. Es war ein Pleonasmus, Polen neben dem Korridor noch die völkerrechtlichen Wegerechte und Servitute auf alle Danziger Verkehrseinrichtungen für alle Zeiten einzuräumen. Entweder hätten diese Rechte zeitlich begrenzt werden müssen, bis Polen einen eigenen leistungsfähigen Hafen sich erbaut hätte; oder aber es hätte Polen untersagt werden müssen, einen Wettbewerbshafen in Gdingen zu schaffen. So blieb ein logischer Widerspruch die Grundlage für die Schaffung des Freistaates in gefährliches Schwanken gebracht hat. Denn im Wettbewerbe der beiden Häfen muß Danzig gegenüber Gdingen unterliegen, und keine Entscheidung der

Organe des Völkerbundes, daß Polen verpflichtet sei, sich des Danziger Hafens zu bedienen, kann dies verhindern. Das Unbehagen über den Gdinger Hafen, dessen Anlage bereits die Danzig-Frage grundsätzlicher Revision unterstellte, war besonders deutlich bei maßgebenden Engländern, die sich der Verantwortung ihres Landes an dem „Danzig-Mistake“ bewußt blieben<sup>1</sup>. Sie waren es vor allem, die das Wunschbild verbreiteten, der Gdinger Hafen taue nicht viel, er müsse versanden: er bedeute keine ernste Konkurrenz für Danzig. Mit solchem halbamtlichen Troste wurden auch in Genf die Danziger Proteste gegen diesen Flankenangriff auf den älteren und viel leistungsfähigeren Hafen erstickt. Aber die These war falsch: Gdingen ist ein für Polens Ein- und Ausfuhr völlig ausreichender Hafen geworden, er ist Danzig sogar überlegen durch die systematische Protektion Polens und durch die straffere Organisation. Denn der Danziger Hafenausschuß ist eine internationalisierte und darum schwerfällige Körperschaft, in welcher einem wesentlichen Teil der Mitglieder die Entwicklung Gdingens mehr am Herzen liegt als die Danzigs; Gdingen aber wird von einer politisch unbeirrten, rein polnischen Verwaltung geleitet. Die alliierten und assoziierten Mächte haben 1919 in jener Antwortnote gefordert: „Danzig, der größte Weichselhafen, bedarf dringend enger Beziehungen zu Polen“; sie legten Danzig das schwere nationale Opfer des Verzichts seiner Selbstbestimmung auf in der Annahme, für Polen gäbe es keinen anderen Zugang zum Meere<sup>1</sup>. Ob sie sich geirrt haben, ob sie getäuscht wurden, gilt gleich: Danzig nimmt zugunsten des Hauptverantwortlichen, zugunsten Englands, gerne das Beste an, und Danzigs Rufe über die Grenzen gehen zunächst nach England. Dorthin kamen drei der Hohen Kommissare des Völkerbundes, von dort wurden die Tributzahlungen in Anleihen konsolidiert, englische Vertreter bestimmen heute noch mit in der Danziger Werft, die einen englischen Namen trägt, und im Danziger Tabakmonopol. Englands Sendboten haben schon längst berichtet, daß die Danziger Trugschlüsse eine ernste Gefahr für den Frieden bedeuten, daß Gdingen die Wunde zum Eitern gebracht habe, daß „Danzig and the Polish corridor must inevitably lead to war and probably within the first half of the present century“. Diese Einsicht, daß Danzig und der Weichselkorridor unvermeidlich zum Kriege führen müssen, und wahr-

<sup>1</sup> „Der Bau eines anderen Hafens an der polnischen Küste wurde ernstlich von Sachverständigen bei der Konferenz geprüft und als undurchführbar befunden.“ (H. W. V. Temperley, A history of the peace conference of Paris, Band VI.)

scheinlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, ist schon 1927 in London von einem Engländer ausgesprochen worden; und damals hat auch Sir Austen Chamberlain, der Halbbruder des jetzigen Ersten Ministers in England, amtlich erklärt, daß die in übertriebenem Selbstvertrauen von den Architekten eines neuen Europas begonnenen Staatsneubauten ohne den politischen Schutz Englands zu Ende geführt werden müßten. Die Freie Stadt hat Chamberlain geantwortet, sie verlange ihren politischen Schutz (any police protection) weder vom Völkerbunde noch von England, sondern nur die Berichtigung des englischen Irrtums in der Danzig-Frage. Auch hier ist es wieder ein unlösbarer Widersinn, der die friedliche Lösung so erschwert. Die alliierten und assoziierten Mächte, die vor Versailles weder auf Danzig noch auf Deutschland gehört haben, die auf der Botschafterkonferenz vertretenen Mächte, die weder Polen noch Danzig bei der von ihnen diktierten „Konvention“ und „Konstituierung“ zu Paris im Jahre 1920 beachteten, sie lehnen jetzt die Verantwortung für die Bausicherheit ihrer Entwürfe ab und muten Polen eine friedliche Verständigung mit Deutschland über Danzig und den Weichselkorridor zu. England weiß aus seiner Geschichte, wie schwer eine Verständigung, die doch nur einen Verzicht bedeuten kann, zu erreichen ist: es hat seine nordamerikanischen Besitzungen nicht ohne Krieg aufgegeben und hat auch mit den Buren nicht vermocht, sich friedlich zu verständigen. Die Danziger als die Nächstbeteiligten wollen am allerwenigsten, daß sie ewig „seed of war in Europe“ bleiben, aber sie sehen vielleicht deutlicher als die Diplomaten und Kriegstreiber aller Länder, wer moralisch verpflichtet ist und wer die Autorität hat, dies zu verhüten: die führende Macht der Alliierten und Assoziierten. Um es einmal juristisch auszudrücken: das Danzig-Problem ist jetzt das des negativen Kompetenzkonfliktes, jeder sieht ein, daß ein Unrecht vorliegt, keiner will zuständig sein als Richter. Es genügt auch nicht, wenn England bei seiner Garantie Polens Danzig und sein Hinterland ausgenommen hat, denn damit wird die Lösung des „Danzig-nonsense“ nicht im geringsten gefördert, wie die Erfahrungen an den Danziger und Korridor Grenzen im Juni 1939 aufs peinlichste aller Welt gezeigt haben.

Die immer unerträglicher werdende Spannung um Danzig ist nicht auf menschliche Erbitterung, auf Übereifer und Fehlgriffe von Beamten zurückzuführen; man ist auswärts so leicht geneigt, Ursache und Wirkung zu verwechseln. Wenn plötzlich alle Zwischenfälle und Schikanen an den



Danziger Grenzen aufhörten, wenn niemand mehr eine Schußwaffe hätte, die losgehen und solche katastrophalen Folgen haben könnte wie die Revolverschüsse vom 28. Juni 1914 in Sarajevo, dann bliebe immer noch das unheilvolle „mistake“, der falsche Ansatz der Danziger Gleichung. Denn dieser Freistaat war nie lebensfähig und wird immer mehr, seit die Gdinger Konkurrenz und die Abschnürung seines natürlichen Hinterlandes und Versorgungsgebietes ihm den Atem haben ausgehen lassen, genötigt, Bluttransfusionen von dem Nachbarstaat zu suchen, der dazu bereit ist. Und Polen ist dies nicht – selbst wenn es nach seinem Blutgehalte und seiner Blutgruppe dazu fähig sein sollte; Polen glaubt nicht mit Wohlstandsförderung, sondern mit Wirtschaftsrepressalien sich Danzig gefügig machen zu können: ein psychologischer Trugschluß, durch den die Polen im Laufe der Zeit jeden Einfluß in Danzig eingebüßt haben. – Es ist noch nicht an der Zeit, Danzigs Dank an Deutschland laut auszusprechen für alle wirtschaftlichen, finanziellen und valutarischen Opfer, die seit sechs Jahren das Vaterland für „Polens freien Zugang zum Meere“, für Danzig, gebracht hat. Aber einstmals wird auch dieser unnatürliche und ungesunde Widerspruch aufgeklärt und gelöst werden, daß vom Deutschen Reiche die Kosten dafür getragen wurden, wenn Polen immer noch seine Rechte an diesem Gebiete genießt. Denn Danzig krankt an der mangelnden Ökonomie seines Kleinbetriebes. Seit mehr als einem Jahrhundert war Danzig im preußischen Staatsverbände Zuschußgebiet gewesen: die Einnahmen der Provinz Westpreußen an Steuern und anderen Staatserträgen haben niemals gereicht, die Ausgaben zu decken; und beim Bezirk Danzig war es genau so. Die Fehlbeträge wurden mit steuerlichen Überschüssen aus dem reicheren Westen gedeckt. Daß hier eine Lücke ausgefüllt werden müsse, hatte man in England und Frankreich nicht bedacht. Erst der Völkerbund hat in späteren Jahren diese Tatsachen festgestellt und hat in Finanzberichten Danzig bescheinigt, daß der Etat der „freien“ Stadt ohne Förderung von auswärts nicht ausgeglichen werden könne. Dies Attest hat dem Patienten aber nichts geholfen. Im Gegenteil: die Lage wurde immer schlimmer, je schärfer Polen Danzig wirtschaftlich auf die Knie zu zwingen versuchte. Wo gibt es sonst ein Land, in dem die Zollverwaltung ein Zuschußbetrieb wäre? Wo ist es vorgekommen, daß ein Staat nicht nur verpflichtet wurde, die Anlage eines explosionsgefährlichen Munitionshafens für das Nachbarland am Eingange seiner Handelshäfen zu dulden, daß er vielmehr Millionen dafür aus eigenen unzulänglichen Mitteln bezahlen

mußte? Wo in der Welt gibt es ein so ungünstiges Verhältnis zwischen Grenzlänge und Staatsraum, wo kosten also Grenzkontrollen, Polizeischutz, Seuchenabwehr usw. so unverhältnismäßig hohe Summen wie in Danzig? Schwerer noch waren für die Danziger zu ertragen die ganz unproduktiven Ausgaben für die Delegationen, die nach Genf alljährlich viermal fahren mußten, für Volkstag und für die kommunalen Parlamente, die in der Verfassung vorgeschrieben waren. Auch wer demokratischen Einrichtungen in großen Staaten das Wort redet, weiß, daß sie für Zwergstaaten nicht passen. In Danzig haben sie die parlamentarische Idee vor aller Welt lächerlich gemacht und dem Volke ein für allemal die Lust an der Wichtigkeit seines Volkstages ausgerottet. Seitdem der Nationalsozialismus die unbestrittene Macht in Danzig erlangt hat, haben die Parlamente in Staat, Stadt, in Gemeinden und sonstigen Verbänden nur noch beschränkte verwaltungsrechtliche Aufgaben wie im Reiche. Die zwei Danziger Polen, die dem Volkstage angehören, haben ausdrücklich zugestimmt; ihre Minderheitsrechte sind freilich stets auf das genaueste geachtet worden. Der Völkerbund, der die Verfassung garantieren mußte, hat stillschweigend den Dingen ihren Lauf gelassen, weil er sie zu ändern keine Macht hatte, vielleicht auch, weil er besorgen mußte, Polen werde der Liga den Rücken kehren. So ist ein Wirrwarr von Widersprüchen entstanden: Polen will nicht aus Danzig weichen, wenn es nicht mit Waffengewalt dazu gezwungen wird, und doch ist die „freie“ Stadt ihm aus den Händen geglitten, seit Danzig die Flagge seiner Verfassung, das rote Tuch mit den beiden weißen Kreuzen und der gelben Krone, niedergeholt hat und auf den Häusern und Masten fast nur noch das Hakenkreuzbanner zu sehen ist. Die Gauverfassung ist — ohne Garantie des Völkerbundes, aber um so unverbrüchlicher — in Danzig durchgeführt worden; keinen Beamten gibt es mehr in Danzig, dem nicht die Treuepflicht zu Adolf Hitler höchstes Gesetz wäre; die Entjudung ist trotz aller Hilferufe der Betroffenen nach Genf durchgeführt worden (und dabei gab es mehr Bekenner des mosaischen Glaubens als Polen in Danzig!); der Traum von einer neuen, rein wirtschaftlichen Hörigkeit Danzigs ist ausgeträumt. Der neue Wein muß die alten brüchigen Schläuche der „Free City“ bald ganz zerfressen — leck geworden sind sie schon seit Gdingens Bau. Darum hört man auch in Polen nichts mehr von einer Verteidigung der wertlos gewordenen polnischen Wegerechte über Danziger Gebiet, die nichtamtliche polnische Haltung ist gegenüber Danzig auf Angriff und Eroberung eingestellt. Heute ist aber

Danzig nicht in der Lage von Memel im Jahre 1923; darum kann es unbesorgt die Politik der kalten Schulter verfolgen und Gewehr bei Fuß auf den Tag warten, da die „freie“ Stadt wieder Reichsstadt und damit wirklich frei werden wird.

Warum kann diese Lösung nicht auf friedlichem Wege gefunden werden? Die Fiktion, daß es hierbei nur auf ein bißchen guten Willen ankäme, ist in Europa weit verbreitet und wird als politische These neuerdings wieder in England laut. So einfach liegen die Dinge aber nicht; das weiß jeder, der mit den Ostfragen wirklich vertraut ist. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß die gegenwärtigen Spannungen Vorboten eines ganz nahe vor dem Ausbruch stehenden Gewitters sind. Sie sind durch den englischen Garantievertrag herbeigeführt worden und könnten durch den Blitzableiter einer amtlichen Erklärung von London aus bald entladen werden: wenn die Vorstellung chauvinistischer Annexionisten in Polen gründlich zerstört wird, die Wehrpflicht in England sei eingeführt worden, damit Tommy Atkins für Polen Danzig erobere, dann werden keine Schüsse an den Danzig-Polnischen Grenzen mehr knallen. Nicht Warschau, nicht Berlin, nicht Genf: London hat das Wort und trägt in seiner Toga Krieg oder Frieden.

Diese ersohnte sommerliche Dusche von Themsewasser kühlt freilich nur die Hitzewelle dieser Zeit; eine dauernde Befriedung im deutschen Ostraum wäre nicht möglich, wenn das „Danzig-mistake“ isoliert behandelt wird. Diese Lösung hätten die Polen bei nüchterner politischer Vernunft — wie sie ihr Minister Beck in so hohem Maße besitzt — längst zugestanden. Was soll ihnen heute, wo Gdingen fertig ist, noch Danzig? Es bedeutet für sie nicht viel mehr als eine ausgequetschte Zitrone, und die ist ungenießbar . . . Zu polonisieren ist das nationalsozialistische Danzig auch nicht in den Vorstellungen der fanatischsten Annexionisten mehr. Die These, daß Danzig eine „freie“ Stadt bleiben müsse, weil Gdingen im Bereiche der Danziger Kanonen läge, ist selbst militärischen Laien kaum einleuchtend, jeder geschulte Soldat weiß, daß Gdingen im Wirkungsbereiche ganz anderer Geschütze liegt und daß der Nachbarstaat, wenn er Feuerwirkung gegen den Kriegshafen Gdingen beabsichtigen sollte, dafür nicht erst Kanonen in Danzig auffahren zu lassen braucht. Das abnehmende Interesse Polens an Danzig ist deutlich dem, der die polnische Aktivität von 1920 bis 1928 vergleicht mit der heutigen Politik der diplomatischen Vertretung. Sie redet gewiß nach außen eine nicht weniger kategorische Sprache als damals und hält an den längst überlebten Theorien krampfhaft

fest, die Danzigs staatsrechtliche Selbständigkeit trotz aller Entscheidungen der Völkerbundsorgane immer noch bestreiten möchte; aber die polnische Vertretung in Danzig hat nicht mehr die unbegrenzten finanziellen Hilfsmittel von ehemals, sie hat die Versuche aufgeben müssen, durch Grundstückskäufe Danzigs Polonisierung zu erreichen, ihr fehlen jetzt die wichtigsten Mitkämpfer, die Ostjuden polnischer Herkunft, die als erwählte Vertreter der Sozialdemokratie und der Demokratie jahrelang die wichtigsten Posten im Danziger Senat (Handel und Finanzen) verwalteten. Die polnische Politik in Danzig hat im Laufe der Zeit ihre Angriffsrichtung merkbar verschoben: nicht mehr von innen her will sie Danzig erobern, sondern sie will alle unbestreitbaren Rechte nach der Pariser „Konvention“ und alle noch so zweifelhaften darüber hinausgehenden Ansprüche konzentrisch in Bereitschaft bringen als Kompensationsobjekte. (Damit ist es wohl vereinbar, daß aus den nichtamtlichen polnischen Lagern Signale zur Unterjochung Danzigs unter die Herrschaft Warschaus noch immer täglich geblasen werden: es braucht bei so gegensätzlichen Parolen in der Danziger Frage nicht einmal angenommen zu werden, daß mit verteilten Rollen gespielt werde. Polen ist in seiner außenpolitischen Willensbildung noch nicht so straff wie seine Nachbarländer, und dieses Meistervolk der Tanzkunst hat Sinn und Duldsamkeit für Extratouren. Es hat auch Erfahrungen, wie man den unpassend sich vorwagenden Tänzer verwarnt, wie man einen glücklich geratenen Sprung als amtlichen Schritt nachträglich anerkennt. Die amtliche Politik Polens hat Danzig gegenüber seit zwanzig Jahren eine verhaltenere Tonart geredet als die der unteren Organe, als die der Heißsporne, der „Provokateure“). — Gilt Danzig in Warschau heute als Kompensationsfaktor, so zeigt dies die komplexe Art des Danzig-Problems auch vom polnischen Standpunkt; noch weniger ist es von irgendeiner anderen Seite aus als isoliertes oder isolierbares Problem zu behandeln. Die Stadt ist auf ihr „Hinterland“ angewiesen und dieses auf Danzig; beide ergänzen sich: als Ernährungsbasis der Hauptstadt, als ihr Absatzmarkt, als ihr Siedlungsgebiet für männliche und weibliche Arbeitskräfte. Dies wurde bei der Grenzziehung des neuen Freistaates grundsätzlich anerkannt, indem die Alliierten ja drei Landkreise Danzig zuwiesen. Aber dieses richtige Prinzip wurde irrig verwirklicht, denn im Osten wurde etwas zu viel der mit dem anderen Ufer der Nogat verbundenen Gebiete an Danzig abgetreten, im Westen viel zu wenig Landgebiet Danzig zugesprochen. Denn man hatte ja keinen befragt, weder die Menschen, die



verschachert wurden, noch die Sachverständigen Danzigs . . . An der Nogat fielen an Danzig Landstriche, die uralte Marktgemeinschaft mit Elbing und Marienburg hatten und Danzig nur über polnisches Gebiet mit der Bahn in mehrstündiger Fahrt erreichen konnten. Die sind nicht freizusprechen von der Mitschuld an dem Morde zu Kalthof, die diesen Ostpreußen benachbarten Vorort von Marienburg der „freien“ Stadt zuteilten und dadurch erst polnische Übergriffe an der Nogatgrenze möglich machten. Danzigs Grenzen hat sein Dichter einen blutenden Saum genannt, und die Lösung der Danziger Frage ist ohne Aufräumen mit diesen Irrtümern von 1920, ohne eine „Flurbereinigung“ nicht dauerhaft. Auch die Bewohner der kassubischen Kreise verlangen nach Freiheit und Selbstbestimmung . . . Dieser Gegensatz könnte also gelöst werden; mehr Schwierigkeiten wird das verkehrspolitische Grundproblem bereiten. Der Richtstrahler des Handels geht geopolitisch nicht von Süden nach Norden, vielmehr von Westen nach Osten durch Danzig hindurch: „Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland wollen wir gehn . . .“ Diese uralte Hauptstraße ließ Versailles veröden, und die süd-nördliche Verkehrsader (die den eigentlichen Sinn des „Zugangs zum Meere“ bildete) kam nie zur Entwicklung. Die berühmte „Kohlenmagistrale“ ist heute noch unvollendet; sie wird auch handelspolitisch nie viel Wert haben, da die Lokomotivbekohlung einen zu hohen Anteil an der Fracht verbraucht. Der Schiffahrtsweg der Weichsel ist von den Polen, die den Wasserbau nie recht zu meistern gewußt haben, vernachlässigt, er ist heute weniger ausgenutzt als in preußischer Zeit. Es ist kein Zufall, daß im Juni 1939 das Denkmal für einen der verdientesten Wasserbaumeister der Weichsel zu Graudenz in nationalem Unterlegenheitsbewußtsein zerstört worden ist . . .

Der Vorrang der Süd-nord-Verbindung vor der westöstlichen war einer der größten Irrtümer des „Danzig-nonsense“. In London laufen zwar alle Hauptstraßen in der Längsrichtung des Themselaufes, in Paris begleiten sie die Seine, und ähnlich ist es auch in den Rheinstädten, in Köln, Düsseldorf, Mainz usw. Aber anders ist es im Osten, wo die städtebaulichen Grundrisse des Ordens stets die Verkehrsachse auf den Flußlauf zu nehmen; das ist vor allem in Danzig und in fast allen Weichselstädten so. Darin liegt mehr als ein Symbol, das hat den tieferen Sinn, daß in Osteuropa, vor allem im Weichselgebiete, im kleinen wie im großen, Verkehr und Handel nicht meerwärts, sondern auf den Strom zu und über ihn hinwegstreben. In dieser Frage ist das „Danzig-Problem“ untrennbar mit der Frage des



Weichselkorridors<sup>1</sup> verbunden; und dadurch wird die Rückgliederung der „freien“ Stadt so schwierig. Schon vor Jahren war in der polnischen Außenpolitik die Neigung zu spüren, auf alle – ohnehin illusorisch gewordenen – Rechte auf Danzig zu verzichten, um dafür ein Ostlocarno zu erringen, und von manchen den Dauerfrieden suchenden Führern fremder Mächte sind ähnliche Anregungen ausgegangen. Danzig mußte die Qualen seines Prokrustesbettes weiter erdulden, weil die Zeit für eine vernünftige Korridorlösung noch nicht reif erschien. Seit das Saargebiet zum Vaterland zurückkehrte, haben die Danziger von Tag zu Tag auf ihr Wunder an der Weichsel gehofft; erst allmählich verstanden sie die geopolitische Aufgabe, deren Lösung wichtiger war. Dies ist der letzte Widersinn in der gegenwärtigen Gestalt Danzigs: die „freie“ Stadt könnte, wenn es sich nur um sie allein handelte, wohl leicht ihre Selbstbestimmung sich friedlich erringen; aber sie muß freiwillig diesen Tag der Freiheit vertagen um ihres Hinterlandes willen. – Ein von England nach Danzig entsandter Hoher Kommissar des Völkerbundes – es war derjenige, der am meisten Erfahrung sich erworben hatte und über gesunden Menschenverstand verfügte wie wenige andere – hat gesagt, der Korridor gliche einer Straßenkreuzung, bei der ein Polizist mit erhobenem Arme versteinert sei; nun staue sich der Verkehr in einer Richtung. Auf die Gegenfrage, ob denn der Völkerbund dort einen weniger verschlafenen Schutzmann zur Verkehrsregelung aufstellen wolle und ob der alle drei Minuten in anderen Richtungen winken und wehren solle, antwortete der Engländer lachend mit common sense, nach Minuten könne man bei so breiten Straßen nicht rechnen und ewig wechseln dürfe man auch nicht; wenn aber zwanzig Jahre um seien, so müsse die andere Verkehrsrichtung zwei Jahrzehnte lang zu ihrem Rechte kommen, dann werde man erkennen, welche wichtiger sei und ob eine von beiden etwa umgeleitet werden könne; inzwischen ließen sich für Polen sehr wohl andere Wege zum Meere finden. So sprach der englische Kommissar des Völkerbundes am Schluß seiner Amtszeit. Die zwanzig Jahre sind demnächst um.

<sup>1</sup> Die polnische Propaganda lehnt eine verkehrspolitische Erörterung des Korridorproblems bekanntlich ab mit der Behauptung, es handele sich um altpolnische Gebiete. Die Geschichte und der Augenschein lehren, daß die Dinge so nicht liegen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Entdeutschung im Korridor in den beiden letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht hat. Doch wenn es auch so wäre: ist denn nicht Danzig noch älteres und national weit eindeutiger deutsches Gebiet, und doch hat man es um der Verkehrspolitik willen Deutschland entrissen.

# BLICK AUF DAS WERK OTTO VON TAUBES

Zu seinem sechzigsten Geburtstag

von

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

Otto von Taube ist ein Mann meiner Generation. Mit mir steht er in rund zehnjährigem Abstand von Stefan George, fünfjährigem von Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, dem wir beide in früheren Jahren öfter begegnet sind, war nur wenig älter als wir. Mit diesen Namen und den Daten, die sie bezeichnen ist zugleich, wenigstens was unser Dasein bis zum Kriege und vielleicht noch ein Jahrzehnt über ihn hinaus betrifft, auch ein Lebenskreis und eine geistige Haltung angedeutet. Wir beide haben noch Friedrich Nietzsche unter den Lebenden gewußt. Ibsen, Björnson, die Norweger, Strindberg, der Schwede, haben unsere Jugend noch als lebendig Schaffende angesprochen; Jakobsen, der Däne, Verlaine und Rimbaud, Mallarmé, Heredia und die andern Franzosen jener Jahre, Maeterlinck und Verhaeren, die französisch schreibenden Flamen, wirkten noch mit der unmittelbar auffordernden und unentscheidbaren Problematik, mit der das Werk des Mitlebenden oder doch noch lebendig Nachwirkenden die Mitlebenden anredet. Die Schweiz hatte mit den letzten Schriften Conrad Ferdinand Meyers erst vor kurzem eine Epoche einheimischen klassischen Schrifttums hinter sich gebracht; von dem, was sich im eigentlichen Flandern, von dem, was sich seit den achtziger Jahren im benachbarten Holland an neuem dichterischem Leben regte, hatten wir wenigstens durch einzelne Übersetzungen oder durch die Nummern der schönen Zeitschrift „Van nu en straks“ wenigstens eine dunkle Kunde.

Von den Russen, die Taube, seiner baltischen Herkunft und seinen nahen Beziehungen zur Petersburger Gesellschaft nach besser kannte denn ich, wüßte ich in diesem Zusammenhang eigentlich nur zu sagen, daß die Gestalt Tolstois in ihrem ehrwürdigen Leiden an einer Welt, der er doch noch als Flüchtling und Einsiedler verfallen blieb, uns beiden ein großes Gefühl für das vermittelte, was innerhalb von Freiheiten und Bindungen, die den uns angerbten so wenig gleichen, an fruchtbarem Ernst und durchlebter Synthesis des Fühlens und Handelns möglich und für uns Abendländer annehmbar sei. Seine Verehrung für Puschkin, die er mit allen Kennern russischer Literatur teilte, konnte mir der Freund schon deshalb nicht in



